

Heimat und Ferne

Dienstag, 12. April 1932

Nummer 15

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Riesen gehen zu Tal

von Kurt Münzer.

Es war im Alten Hafen von Marseille, ich lag, nachts, auf Deck der großen Schiffe, und plötzlich, an den Mast gelehnt, spürte ich seinen Duft: Baum, Wald, deutsche Heimat...

Und da sah ich, im Mondlichter, dieses Meer von Masten und Ladebäumen und Segelstangen, und Wald war es, Wald, er duftete, Bergwald, Schwarzwald, Bayern, Oesterreich, Tirol... Ueber die Meere wandert der deutsche Wald, Bergtaunen schweben vor Tunis und Port Said, Hochwaldstüben vor Buenos Aires und Kapstadt, heben als Ladebäume Kisten fremder Länder in den Schiffsbaud.

Und da umarmte ich, im Hafen von Marseille, diesen riesigen Baum, der nach Heimat duftete; in seinem Schatten fuhr ich morgen ins Mittelmeer, in den Atlantik hinaus; und wie weit es mich auch tragen möchte, ich würde an einem Bergwald liegen, fünfzehn Meter hoch, in Oesterreich, da, wo nur Wald, Wald wächst, im uralten Bergwaldland Europas. Denn ich erinnerte mich... Wenn ich auf diese Gipfel stieg, die oben nur noch Kiefern und Alpenrosen wachsen ließen, kleinen Engen und süßen Männertreu, da sah ich den Dachstein, sah die Berge des Salzammerguts, die nadien Felskuppen vom Toten Gebirge, und am Horizont verdammernten blau die wilden Tannen.

Aber unter mir dunkelten die Wälder der Riesentannen; sie rauschten wie der Ozean, dumpf orgelnd, und aus dieses Meeres Tiefe klang es herauf: Ägide, Hammer, Sägen. Der Wald fällt.

Hier wachsen die Schiffsmasten und Segelstangen, hier die Bretter, aus denen unser Haus sich baut, unser Tisch, Bett und Stuhl sich bilden, hier wachsen unsere Schränke und Kisten und hier auch unser Tag...

Raum ist der Schnee getaut und der Wald gangbar, so brechen sie auf, aus ihren Holzschläuchern, die so einlamt im Lande verstreut liegen, die großen, starken Männer, die Zwinger des Waldes. Die Bäume sind geschneidet; der Todesengel ging um im Walde und zeichnete die, die sterben mußten. Es sind die Kiefern. Luft und Licht für den Nachwuchs — jeder wird hier nur groß und stark, um fallen zu müssen. Und es beginnt ein Waldeleben der Männer. Güten und Feuer und Jagd und Wasserholen und Freiheit des Daseins, als gäbe es keine Städte. Wieder am Abend und Gelächter am Tage. Und Arbeit, schwere Arbeit, Gefahr der stürzenden Kiefern, die Stürme und Regen, Frost und Sonnenbrand.

Welcher Duft von den gebrochenen Ästen! Duft aus den Schnittflächern, wo das saftige Holz die Jahresringe der Stämme zeigt! Duft aus der aufgewühlten Erde! Ein Schlachtfeld. Um dem Frieden zu dienen. Schiffbau und Hausbau, häuslicher Friede und Gerät der Stuben. Spielzeug der Kinder.

Mitten durch die steilen Wälder gehen glatte Bahnen, da rollen die gefällten Kiefern zu Tal. Sie finden einen Bach, der sie mitnehmmt, und der Bach wird reißendes Bergwasser; sie gleiten in den Strudel und stürzen bergab, herab — es staut sich, es türmt sich. In einer Sturzschnelle fangen sich die Kiefern, und polternd bäumen sich die stummen Kämpfer.

Aber schon stehen Männer da, Wasserstiesel, Entenbaken. Es ist gefährliche Arbeit, diese verschlungenen Waldgiganten zu trennen, sie sind blindwütig und ungebändig. Sie in Reich und Glied zu bringen, kostet Schweiß, manchmal Blut. Aber dann treiben sie, unerschütterliche, hinab, in den Fluß, den Strom. Noch ein Sprung, Kopf über Wasser, hinab, ein wilder Satz über einen glühenden Fall; und von Ufer zu Ufer, berrührt bald ein schwimmender, wogender, aufsteigender, laubloser Wald, ein Meer schäumender Tannen, das sich endlich vor der Mühle im fließenden Wasser sammelt.

Der Roman des Waldes: wie beginnt er schwärmerisch mit Sternennacht und kriegendem Getöse, alle Schönheit der Natur und Kreatur! Dann der tödliche Sturz hinab auf den Waldboden, mit tragendem Geäst, Reiter in Wipfeln und Wurzeln gefestigt, vielstellig ein Mensch nachschüchtig mit erschlagen. Und die Fahrt der hilflosen Kiefern zu Tal, von der Quelle durch den Bach zum Fluß und fließenden See mit der Mühle. Und dann Lager in Sonne und Trocken in bequemer Luft. Bis die Säge kommt, die Art. Aber die schönsten und unbedingtesten der Bäume wandern ungeliebt und sein gelagert hinaus, und indes ihre Zweige im Ozean prasseln, stehen sie selbst, sanft gewiegt, als Wästen auf stolzen Schiffen. Deutsche Wälder wandern über das Meer...

Das jüngste Mitglied der Planetenfamilie

Die Entdeckung des der Erde nächsten Wandelfterns.

Von Hans Felix Kroll.

In vergangenen Jahren erregte die Entdeckung des kleinen Planeten Eros nicht nur in fachwissenschaftlichen Kreisen erhebliche Aufmerksamkeit, da man in ihm den Himmelskörper vor sich zu haben glaubte, der sich — von unserem Monde abgesehen — der Erde am meisten nähert. Diesen Vorzug hat Eros nun an einen anderen vor kurzem entdeckten Wandelftern abtreten müssen, dessen Kleinheit sein Durchmesser beträgt nach bisherigen Berechnungen nur etwa fünf Kilometer gegenüber 32 bei Eros — sein bisheriges Verborgensein vor den Augen der Astronomen ohne weiteres verständlich erscheinen läßt.

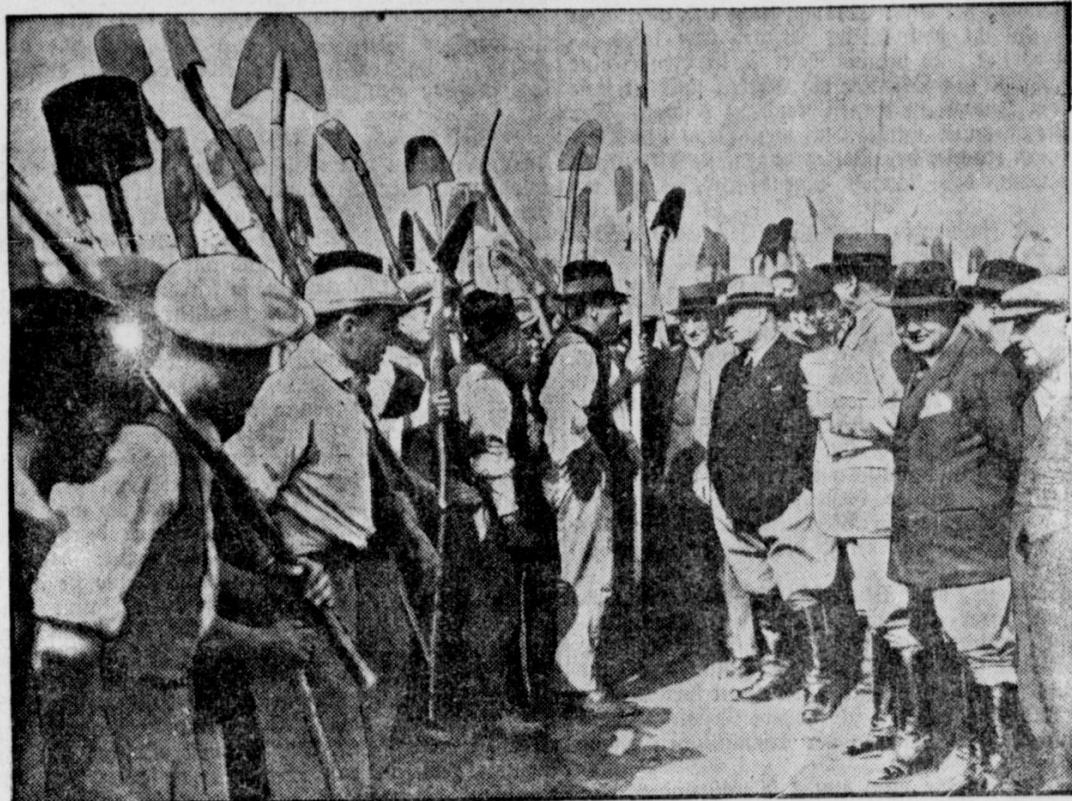
Die Entdeckung erfolgte durch einen Astronomen der Königlich Belgischen Sternwarte zu Uccle, wo man den Himmelskörper zunächst für einen selten in Erdnähe kommenden Kometen hielt. Erst die nähere Beobachtung seiner Bahnelemente, die inzwischen von anderen Astronomen bestätigt wurden, ließ jeden Zweifel daran verschwinden, daß wir hier einen neuen Wandelftern, wenn auch von verschwindender Kleinheit, vor uns haben.

Die Umlaufzeit des neuen, bisher noch nicht getauften Himmelskörpers beträgt etwa zwei Jahre und zwei Monate. Anfang April stand er im Sternbild des Bootes oberhalb dessen Hauptstern Antares, auch für Väter mittels guter Ferngläser sichtbar. Indessen bedarf man einer zuverlässigen Sternkarte, um den neuen Stern nicht mit anderen zu verwechseln. Seine Entfernung von der Erde betrug zu der genannten Zeit nicht mehr als rund 16 Millionen Kilometer.

Der neue Planet weist die Besonderheit, unseren Wandelftern in seinem Laufe überholt, so daß er zur Zeit seiner größten Entfernung von der Sonne noch weit außerhalb der Marsbahn sich befindet. Seine geringe Größe läßt ihn aber schon lange, bevor er sich soweit entfernt, für irdische Beobachter unsichtbar werden.

Gleich Eros weist auch der neuentdeckte Planet erhebliche Schwankungen in seiner Helligkeit auf, die wie bei dem eben genannten kleinen Wandelftern, auf die Unregelmäßigkeit seiner Gestalt zurückzuführen sein dürften. Vielleicht besteht er auch aus Eros aus zwei verschobenen, sich um einander drehen, um einen gemeinsamen Mittelpunkt bewegenden Teilen.

Mussolini läßt die Pontinischen Sümpfe trockenlegen



Der Duce im Gespräch mit den Arbeitern. Um den Erwerbslosen Arbeit zu geben und zugleich neues Land für Siedler zu beschaffen, hat Mussolini die Beseitigung der Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe südlich von Rom angeordnet. Die Sümpfe bildeten Jahrhunderte lang den Ausgangspunkt schwerer Sumpffieber und Malaria-Epidemien.

Die wissenschaftliche Bedeutung der Entdeckung liegt in erster Linie darin, daß die Astronomen einen neuen Maßstab für die Ausmessung der Entfernungen im Weltraum erhalten, den bisher der früher nächste Planet Eros geliefert hatte. An Hand dieses neuen, zuverlässigeren Maßstabes wird sich auch die Masse der Sonne im Vergleich zur Erdmasse genauer als bislang berechnen lassen.

Frühling in Rom

Von Heinz A. Ludwig-Rom.

Wenn der Winter die Fische vertreibt, sprechen bei uns gebildete Leute von „Aquationen“ und sagen, nun sei Frühling. Ebenso machen wir die Jagd des Schülers auf den Ziegenbock für den Beginn des Winters verantwortlich. Der Römische aber hat seinen eigenen Kalender: jene etwas mythischen und auf die Dauer im ewigen Wandelkreis sich wiederholenden Ereignisse können keinen Einfluß auf den wirklichen römischen Kalender ausüben, der also lautet: Der erste Fremde bringt den Frühling. Die „Grandaola“, das herkömmliche Feuerwerk und Volksfest im Juni, kündigt den Sommer. Der Herbst wird durch einen Generalertragsfest eingeleitet und kräftig empfunden. Und den Winter erkennen wir erst, wenn das Geburtsfest Christi die Familie um den Gabentisch sammelt. Dieser Kalender enthält und beschreibt Rom und die Römer viel treffender als die Astronomie, Fremdenindustrie, Volksfeste, Trinkgelddruck und Familienfreuden, das ist das italienische Volk. Und so mir gestern ein Herr auf der Piazza Colonna auf die Frage nach der Uhr stotternd antwortete: „Va joo, mein Stutier...“ — so ist nun also Frühling in Rom. Und wer jetzt durch die uralten Tore in die Campagna hinaus läuft, sieht auch die Knospen der Mandelbäume und der alten Muttererde Latiums entrichtend sich der Duft aufsteigenden Lebens. Der Himmel leuchtet klar, fast kalt vor strahlendem Blau, auch wenn die Sonne sich hinter wolkenhülle scharf umrissenen Wolken verbirgt. Dann sieht man auf neue, wie heidnisch und herb diese römische Landschaft ist in ihrem Braun und Braun der Berge und Grau des Himmels.

Die Fremden also sind wieder da. Sie zerfallen in Landleute und Vergnügungssuchende. Das Eintreffen der Landleute beruht einmal auf pädagogisch-historisch-archaischen Bedürfnissen, zum zweiten aber auf praktischen Erwägungen. Wenn man vom Brenner bis Sizilien fährt, hat man von der zuvorkommenden italienischen Regierung 50 v. S. Rabatt auf der Eisenbahn und kann außerdem noch rasch Florenz und Rom „mitnehmen“. Was man aber nicht ausnutzen? Man besucht Sizilien nicht nur, weil es Taormina hat und griechische Altstädte, sondern weil man es besuchen muß,

wenn man billig durch Italien reisen will. Aber was verschlägt? Durch diesen praktischen Trieb wird der Landsmann unversehens in die ideale Nähe der Jahrhunderte geführt, und er mußte kein Deutscher sein, wenn er diese Nachbarschaft nicht schließlich doch mit Achtung und Nachdenklichkeit empfinden würde. Keine anderen Landschaften zumal, die aus pädagogisch-historisch-archaischen Antrieben hierher kommen, empfinden nicht nur die Herrlichkeiten der europäischen Geschichte um sie herum, sie knien sich in ihr Studium geradezu hinein. Deshalb sie Antikholen tragen und auch sonst durch Junge Tracht bekunden, daß die Tiefe der deutschen Seele seiner schügenden Hülle bedarf und daß der deutsche Mann seine Brust frei heraus trägt. Von schwebenden Güten und Trümpfen gar nicht zu reden. Sie haben ganz recht; sie sind auch heidnisch und trotzig, selber deutscher Frühling, und sie können es mit den Warmgütern um sie herum aufnehmen, die auch keine Vorjahnhohe tragen oder wolle Soden. Und wenn einmal die Römer erst erkannt haben werden, daß es keine unergozogenen Ausländer, sondern Symbole des Frühling sind, welche in diesen Frühlingstagen ihre heilige Stadt erobern, werden sie auch nicht mehr lachen und stehen bleiben und den Deutschen Eigendünkel und Unhöflichkeit des Herzens nachgucken.

Den Amerikanern aber ist wirklich Reisen ein unermessliches Vergnügen und Vergnügen immerwährendes Reisen. Wogegen sich eigentlich auch wenig sagen läßt. Sie tanzen heute angesichts der Peterskuppel auf dem Pincio und im Herbst vor der Tabak Mahal, nachdem sie gestern die Pyramiden mit ihren Äthiopen erkrant haben. Manchmal unterbrechen sie das Tanzen und trinken englischen Tee und manchmal fotografieren sie auch und sind zu diesem Zweck sogar bereit, in ein Rundfahrtauto zu steigen, das Kolosseum zu sehen und das Pantheon und die anderen Stätten im Baedeker. Aber wir Deutschen, die wir dritter Klasse nach Rom fahren und pilgern, haben gar kein Recht, uns über Antiken und Passagiere erster Klasse herabzulassen zu äußern. Für sein Geld darf jeder erleben, was er will, und der Oberkellner im Luxushotel weiß schon, warum er den Amerikanern immer die guten Zimmer, den Deutschen dafür die guten Kabinette für Auszüge gibt. Wir reisen, um uns zu bereichern, was eben die Amerikaner zu Hause bekommen und dann unterwegs wirklich nicht mehr nötig haben.

Im übrigen aber wissen weder die meisten Landleute und nie die Amerikanerinnen, daß nicht nur nach Rom viele Wege führen, sondern daß es auch in Rom noch andere Arten gibt, den Frühling zu spüren und die Römer kennen zu lernen, Wege zum Herzen dieses Volkes, die nicht im Reife-führer stehen. Wer weiß etwas von der „Caricofolata“ und wer etwas vom „Schneefest in Grottaferrata“? Das sind zwei römische Volks- und Frühlingsfeste, die das ewig junge Herz dieser ewigen alten Stadt besser zeigen als manche Photobjekte der Jahrtausende. Das Gemeinwesen ist bei ihnen, wie überhaupt bei allen italienischen Festen, die Fremde am Essen. Die Caricofolata ist das große Antikholendessen bei Vater

Abraham im ehemaligen jüdischen Ghetto. Seit Hunderten von Jahren, auch seit den neun Jahren des Rutenbündels, zieht im März und April ganz Rom zu Vater Abraham (heute ist es schon der Urentel), und keine echt römische Familie bräute es fertig, diese jährliche Wallfahrt zu unterlassen, die Orfni nicht und nicht die Colonna, die Campagna ebenso wie der Mann aus Trastevere, dem Wedding von Rom. In der Osteria des Vater Abraham klingen die Mandolinen und Gitarren, essen Hunderte von Familien mit fünfhundert Kindern tausend Antikholen (hunderttausende dieser schönen National-Instrumente macht Vater Abraham täglich zurecht), erheben sich ehrwürdige Familienpapas, um der jubelnden Menge der Quiriten Solo- und Stiegreis-erfe vorzutragen. Es ist ein verpöchter Carneval, ein Fest des Südens und einer aristokratischen Demokratie, für die heute wie vor zweitausend Jahren die stolze Formel Sinn und Leben hat: S. P. Q. R. Das heißt: Senat und römisches Volk, eine Einheit in der Zweieit.

Ende März ist oben in den Albanen Bergen das Schweinefest von Grottaferrata. Auf dem kleinen Forum dieses uralten Ortes — dort selbst die Dörfer und die Marktplätze voll Würde und bewusster Geschichte — steht die „Porchetta“, ein Schwein unter Glas, mit Frühlingsblumen geschmückt. Und es wird dadurch nicht unannehmer, dieses Schwein, daß es dunkelbraun überfärbt ist und am Spieße steht, an so einem richtigen Spießspie, bei dessen Nennung wir immer an Hans Sachs oder die Quiriten denken müssen, während die Römer von 1932 dabei gar nichts denken, als zuzulangen und zu essen, das warme Fleisch aus der warmen Hand. Zu diesem Fest kommt die Landbevölkerung aller umliegenden Bergeser in ihren bunten Landestrachten, mit ihren selbstgefertigten Instrumenten. Es ist ein Fest echt heidnisch-frühlingshafter Art. Es erklingen Gelänge im Chor, es brüllen Tuben und freischen Heulinstrumente, dazwischen läuten die Glocken und brüllen die Jahrmärtschreier. Und jeder steht um die Porchetta herum, und das Fest trief ihm die Mundwinkel herab.

So feiert der Albaner und der Römer die vom Winter befreite Natur. Und wenn ihr wissen wollt, warum dieses Römerfest, dieses älteste Blut Europas, wenn auch tausendfach durch neue Generationen erfrischt, immer jung bleibt, warum dieses italienische Volk bei allem Alter nicht zu altern scheint, dann müßt ihr nach Grottaferrata fahren und um die Porchetta tanzen.

Murmi

Aus dem Leben eines Meisterläufers.

Von Theo Kollt-Teis.

Wer in der Rennbahn wünscht, das wirtende Ziel zu erreichen, hat als Kunde schon gedacht und gelitten, geschwitzt und gefroren, Sonnenbrand und den Bein genitten. Dieses Wort des Horaz hat sich wahrhaftig aller Zeiten und Völker erfüllt, den man den größten Käufer aller Zeiten und Völker nennt. Selbst das Sportvolk der Finnen wird kaum jemals wieder einen solchen Athleten hervorbringen, der in einem Alter noch Triumphe feiert, wo andere dem Sport längst entsagen müssen. Mit 35 Jahren ist dieser Meisterläufer so leistungsfähig wie nur je, und keiner seiner zahlreichen jüngeren Gegner hat bisher auch nur entfernt ähnliche Wunderleistungen vollbracht, die ihn bei Rekruten zu einer legendären Persönlichkeit machten, deren Namen in aller Welt erstrahlte.

Murmi wurde am 13. Juni 1897 in der finnischen Hauptstadt Abo als zweiter Sohn eines Zimmermanns geboren. Sein Vater war schwächlich und erlag mit 39 Jahren einem Herzleiden. Die Mutter stammte vom Lande und von ihr mag Murmi seine kräftige Konstitution geerbt haben, welche die unerlässliche Voraussetzung für seine Erfolge war. Denn der Ernst des Lebens ward ihm frühzeitig bekannt; schon das dreijährige Kind besorgte Vordienste und mit zwölf Jahren mußte der Knabe zum Unterhalt der Familie beitragen. Sein Traum war, ein großer Käufer zu werden; unter den Altersgenossen bezogang ihn niemand. Auch der erste Start im Jahre 1914 wurde ein Erfolg, Murmi gewann ein Schülerlaufen über 3000 Meter in guter Zeit. Nach diesem verheißungsvollen Beginn stellten sich die Fortschritte nicht in dem erwarteten Maße ein; aber hier zeigte sich schon die Fähigkeit des jungen Käufers, der unablässig weiter trainierte und den Glauben an sich niemals verlor. Die Militärzeit brachte ihm neue Erkenntnisse und eine überraschende Steigerung seiner Leistungsfähigkeit. Bis dahin hatte der Junge wie ein Asket gelebt und alles gemieden, wovon er einen sportlichen Niedgang befürchtete. Jetzt lernte er erkennen, daß mehr als Körperpflege erforderlich ist, um Höchstleistungen zu erzielen. Seine Lebensweise blieb zwar geregelt, wurde aber abwechslungsreicher; auch ein Glas Bier war erlaubt. In diese Zeit fällt ein Sieg in der Heeresmeisterschaft, den der vielfache Weltrekordmann zu seinen schönsten Erfolgen zählt: er lief 8 Kilometer bei voller militärischer Ausrüstung und Oktoberwetter in weniger als einer Stunde! Schon das nächste Jahr sieht ihn bei den Olympischen Spielen in Antwerpen als überraschenden Sieger. Eine unerhörte Siegeserie hat begonnen:

Dem Dreißigjährigen waren wenige Aussichten eingeräumt worden; aber er machte alle Voraussetzungen zusehender und brachte nicht weniger als drei Goldmedaillen heim. Der favorisierte Franzose Guilleminot vernag dem in der großen Distanzleistung unbedachten Käufer nicht zu folgen und wird im 8-Kilometer Lauf glatt geschlagen. Den zweiten Sieg holt sich Murmi über 10 Kilometer, ist Mitglied der siegreichen finnischen Mannschaft im Geländelauf und Zweiter über 5000 Meter. Auf der Rückreise startet er erstmalig in Deutschland und wird in der Heimat begeistert empfangen. Seitdem sieht ihn jede Olympiade siegreich; insgesamt bilden 9 erste und 3 zweite Plätze bei den Kämpfen der Weltbesten die sportliche Ausbeute von 12 Jahren. Zehn Weltrekorde, die vom 3000 Meter-Lauf bis zum Zehnkampflaufen, den er auf 19,210 Kilometer stellte, lauten auf seinen Namen, und noch immer ist nicht abzusehen, wann dieser Siegeszug enden wird.

Zweifellos erreichte Murmi 1924 den Höhepunkt seiner glänzenden Laufbahn, wenigstens in seinem jetzigen. Die Pariser Olympischen Spiele fanden in seinem Reizen und man spricht von ihnen als der „Murmi-Olympiade“. Ein Langstreckenläufer, der innerhalb weniger Tage fünfmal Olympiasieger wurde, hatte alles bisher Dagewesene in den Schatten. Unbereifbar, bestritt er bereits wieder den 5000 Meter Lauf und war auch hier von seinem hervorragenden Landsmann Niola nicht zu schlagen. In deutlicher Erinnerung stehen noch die spaltenlangen Berichte der Welt- presse über die „Sonnenplacht von Colombes“, wo Murmi die Welt bestieg, lieferte 10 Kilometer-Lauf der Sportschichte mit vielen hundert Metern Vorsprung gewann, ohne auch nur die Spur einer Anstrengung zu verraten, während die meisten Käufer schon auf der Strecke zusammenbrachen. Welch ein Mensch!

Das nächste Jahre brachte eine Einladung nach Amerika, wo man den Leistungen des finnischen Wunderläufers vorerst noch skeptisch gegenüberstand. Er beiseite alle Zweifel und schlug die Amerikaner in ihrer ureigenen Domäne, dem Hahnenlauf. Nachdem der Finne in Europa auf der Hahnenbahn schon so gut wie alle Weltrekorde gewonnen hatte, schien

Der erste „nasse“ Tag in Finnland



Trinklustige stehen vor einer Alkohol-Verkaufsstelle in Helsingfors. Der erste Tag, an dem die Aufhebung des Alkohol-Verbots in Finnland in Kraft trat, brachte einen großen Ansturm der Trinklustigen auf alle Verkaufsstellen. Stundenlang harrten die Wartenden aus, um den so lang entbehrten Alkohol zu erstehen.

Er seine Tätigkeit in U.S.A. fort und stellte dort 29 persönliche Beziehungen auf, die größtenteils auch Eingang in die amerikanische Weltredaktion fanden. Fast täglich in einer anderen Stadt der Staaten flüchtig, gelang es ihm, den Jüngsten doch nicht, seine Widerstandskraft zu brechen; nur beim letzten Lauf unterlag er abgeknüpft einem weitaus schwächeren Gegner. Ein Volk, das solche Sportler hervorbringt, ist auch auf anderen Gebieten befähigt, Ueberragendes zu leisten, meinen die Amerikaner. Sie gaben Zinnland eine Anleihe, an die ohne Kurmi schwerlich zu denken gewesen wäre. Die Zeitungen behaupten, ein solcher Athlet sei 19 Millionen Dollar wert; ganz Amerika war in einem Begeisterungstaumel.

Wenn Kurmi einmal geschlagen wurde, so erreichte er nicht seine beste Form oder ging auf Strecken herunter, die nicht mehr seine Stärke waren, da mit den Jahren natürlich die Schnelligkeit nachläßt. Von ihm getrieben, erreichten Käufer dabei Zeiten, zu denen sie aus sich heraus niemals gekommen wären und die sie nie wieder erreichten. Das gilt u. a. für den 1500 Meter-Weltrekord, den der Berliner U. R. Pelzer 1926 beim Internationalen des St. Charlesburg in dem denkwürdigen Kampfe gegen Kurmi und Wille lief. So schied Kurmi wie der Jünger seinen Begleiter, füllte, nahm er auch die Niederlagen hin; niemals hat man ein Wort der Entschuldigung von ihm gehört. Und immer wieder ist er da, wenn es darauf ankommt. Zum dritten Male nimmt der nordische Uebermensche 1928 an den Olympischen Spielen in Amsterdam teil und liegt gegen seinen härtesten Widerstand, mit dem er 9900 Meter Brust an Brust läuft, um sich dann auf den letzten hundert Metern von Nikola zu lösen. Seine Zeit ist nur 12 Sekunden schlechter als sein eigener Weltrekord, der in absehbarer Zeit nicht verbessert werden dürfte.

Wenn ich meine beste Form erreicht haben werde, will ich aufhören; aber trainieren will ich, so lange ich lebe, sagt dieser einseitige Sportsmann, der nicht scheitern hat, weil er furchtlos, dadurch im Training behindert zu sein, dem er heute noch so eifrig obliegt, wie das vor zwei Jahrzehnten der Fall war. Um so bedauerlicher würde es sein, wenn Kurmis Disziplinierung aufreht 10. Olympischen und seine Teilnahme an den diesjährigen 10. Olympischen Spielen in Los Angeles vereitelt würde. Kurmi selbst scheint optimistisch zu sein, denn gerade in letzter Zeit hat er mit einem doppelt so häufigen Training begonnen; so siegesgewisslich wie zuvor!

Brussa

Von Theodor Däubler.

Um ein echtes Morgenland erleben zu können, bin ich, von Konstantinopel aus, nach Brussa gefahren: es ist die herrlichste, besterhaltene Stadt des Orients, war mit immer wieder, besonders aber von griechischen Offizieren der Besatzungsarmee dort, vor mehreren Jahren, befestigt worden. Inwiefern meine Erwartungen nicht in Erfüllung gegangen sind, will ich nun ausführen; doch vor allem ein paar Worte über die Rolle vom Goldenen Horn übers Marmarameer nach Madaunia, Brussas Hafenort!

Auf dem türkischen Dampfer bin ich immer wieder von Türken, die eine europäische Sprache gelernt haben, angeprochen worden: sie haben hartnäckig behauptet, gegen mich ihren Gefühlen, besonders in politischen Dingen, Ausdruck zu verleihen. Alle äußerten große Begeisterung über ihren Kampf. Ich kenne ihnen nur versichern, daß ich kein rassistisch gefärbter Mensch bin, es aber bedauere, daß die Türkei sich, nach so viel schweren Prüfungen, auf einen so festigen Kulturkampf eingelassen hat. Im übrigen aber hoffe ich auf ein Gelingen der Türkei, da sie nur ein nationaler und auch religiöser Einheitsstaat geworden ist: als Erbteil großer Eroberer-Geschlechter an ein Volk, das in den letzten zwei Jahrhunderten meistens im Krieg unterlegen war, konnte sie hingegen ihr Dasein bloß dank der Vortrachte der Mächte Europas retten. Als Weltmacht ist sie mir ein wehrlicher Offizier an Bord gezeigt worden: es war das eine stämmige Frau von etwa fünfzig Jahren in Manneskleidung mit hohen Stiefeln. Auch diese Amazone stammt aus dem Kleinasien am Schwarzen Meer; sie soll sich im letzten Krieg hervorgetan haben.

Madaunia liegt in einer wunderbar von Bergen eingeschlossenen, allerhöchsten Nacht; der Ort hat noch orientalisches Gepräge; da das Auto, das uns nach Brussa bringen sollte, noch nicht zur Stelle gewesen war, erging ich mich in den hübschen Gassen, lehrte schließlich in einem kleinen Café, mit Terrasse am Meer, ein. Sofort fiel mir auf, daß die Türken miteinander griechisch plauderten, so ergab sich denn Gespräch mit ihnen: sie stammen aus Kreta, sind durch den Bevölkerungsanstausch hierher verschlagen worden, fühlen sich in der angeregten Heimat todunglücklich. Ich mußte an die Hunderttausende von griechischen Flüchtlingen denken, die sich nach Asien zurückziehen. Wahrscheinlich, die Einheitlichkeit der Bevölkerung ist schwer erkaufte! Eigentlich ist es auch nur eine religiöse, denn unangenehme Auswandererfamilien nach Griechenland sprechen zu Hause türkisch oder armenisch, dürfen, bloß weil sie Christen sind, nicht in der Türkei leben. Hier möchte ich bemerken, daß mir die Behauptung der Griechen, nur sie und die Armenier wären Handel- und Gewerbetreibende in der Türkei gewesen, ohne sie könnte das Land nicht auskommen, übertrieben vorkommt. Alle Straßen und Auen Stambul sind voll von kleinbürgerlichen Türken, die ihre Arbeit zu verlieren, auch scheint es, ohne die Ausgewiesenen, schon jetzt, zur Not, in allen Teilen des Landes weitergehen zu können; allerdings ist aber die Wichtigkeit darum das Ansehen der Juden, die in Kleinasien ungeachtet weiterleben, sehr gestiegen: Türken behaupteten mir gegenüber, sie seien überzeugt, die Juden könnten bald die Christen voll ersetzen.

Die Fahrt nach Brussa ist reizvoll gewesen: zuerst geht es über eine ziemlich gut angebaute Gegend, dann durch eine fruchtbare Ebene, vor die alte türkische Festung; denn hier haben Sultane bis 1453, also dem Jahr der Eroberung Konstantinopels, seit dem Fall Brussas 1296 glanzvoll geherrscht. Die Stadt ist aber keineswegs alt, denn nach einer Feuersbrunst im Jahre 1804 und einem Erdbeben 1855 hat sie neu aufgebaut werden müssen, folglich kann sie gar nicht altertümlich, sondern bestenfalls gut türkisch erhalten aussehen. Dies ist wohl größtenteils der Fall, doch bestrebt man sich auch hier, das Einheimische und Schöne durch moderner-europäisches zu ersetzen. Bald dürfte also auch Brussa verfallend sein!

Zu Ehren des in Brussa anwesenden Mustafa Kemal sind alle größeren Straßen mit türkischen Fahnen geschmückt gewesen. Aber rot lieb, vielleicht sogar anderen Farben vorzuziehen, hat jeder seine helle Freude haben können: doch ist sie dafür von den Köpfen der männlichen Bevölkerung wie durch ein Wunderwort verdrängt. Der Jes ist nämlich durch ein Wunderwort Kemals in der Türkei ziemlich verpönt. Offiziell ist er jedenfalls abgeschafft worden; niemand würde es wagen, in der geliebten Gasse — was eines „Siegezeichens“ Titel ist — Hähne tragen, auch fernherhin die alte, vollständige Kopfbekleidung aufzusetzen. Kemal selbst soll Neben gegen den Fes, der aus Griechenland stammt, halten und für den Fes des Westländers eintreten. Natürlicherweise ist es besonders in der Provinz, wie beispielsweise in Brussa, nicht möglich gewesen, Feste fürs ganze Volk sofort herbeizuschaffen; und so sah man damals alle möglichen Arten von Mützen, grotesk aufgebundenen Tüchern, Frauenhüten auf den Köpfen der Brüssler.

Unterkommen sind wir im für Europäer einzig möglichen jüdischen Hotel. Es ist recht anständig gewesen. Juden sprechen immer spanisch, wodurch man romanische Laute vermischt, und meistens haben sie Französisch in der Schule gelernt, so daß fast jeder Reisende ihnen folgen kann, was er braucht. Ein Jude hat mich auch, zusammen mit anderen Gästen, bis vor den Wald gebracht, damit wir dort erwirkten könnten, die berühmten Tücher, das sind Sultan-gräber, die vor kurzem geschlossen worden sind, besichtigen zu dürfen. Doch umsonst: Diebstahl ist erlaubt, das niemand an

diese wunderbaren Stupperdanten hinein darf. Der Grund: Türken können — so sagte man uns — drin ihre Gebete verrichten, das aber kann die Republik nicht dulden! Beispielsweise bei mir hätte man aber keine Bedenken haben müssen: trotz meiner Vorliebe fürs Morgenland, wäre ich niemals auf den Einfall gekommen, Mohammedaner zu werden und gar Sultanstul zu treiben. So kommt man glücklich einmal im Leben, nachdem man für Brussa einen ganz besonders kostspieligen Erlaubnischein gelöst hat, in die Stadt der Selbsterlöser, ohne dort eintreten zu dürfen! Ob die Jungtürken, die europaisierten, Europa auch richtig verstehen? Sehr oft sind mir in der Türkei darüber Zweifel aufgefallen.

Brussas Lage ist entzückend; Blick aufs Gesamtbild der Stadt, in einige Gassen oder über reizende Viertel, sind lieblicher als irgendwo bei uns. Solange nicht der Charakter der einstigen Hauptstadt meistens zerstört sein wird — leider muß man es für bald voraussehen —, ist Brussa eine hohe Lebenswürdigkeit des Orients; die Türken müßten stolz darauf sein, so ein Juwel im eignen Land zu besitzen! Der überspannte Nationalismus müßte doch wenigstens den Vorteil haben, daß man trachte, des Volkes Eigenart, seine alten Sitten, den Glauben, des Landes Eigentümlichkeit zu erhalten!

Worin liegt der Zauber so einer türkischen Stadt? Das Leben ergibt sich — wie alles im Süden — ganz natürlich im Freien: die Türken sind aber stille, innerliche Menschen; sie feilschen, freilschen überhaupt nicht, wie beispielsweise die Neapolitaner. Dadurch gewinnt die Türkei Umgebung an Behaglichkeit der Stimmung: unter herrlichen Bäumen, meistens viele hundert Jahre alten Platanen, kann man ruhig bei einem Schälchen Kaffee sitzen, seine Pfeife rauchen. Oft begibt sich das in der Nähe einer zauberhaften Mause, ja sogar in ihrem säulenumgebenen, von Zypressen überwipfelten Vorhof. Zu Brussa plätschern überdies, wohin man lustwandeln mag, gar ergiebige Gebirgsbäche, denn die Stadt lehnt sich an den Fuß des Büttischen Dymops, der für manche Strich Jönies derer die Götter Griechenlands getragen hat.

Die Freundlichkeit der Mu-Djehani oder Großen Moschee beruht auf ihrer arabischen, allseitigen Zugänglichkeit: ringsherum bewegt sich das tagtägliche Leben; dazwischen, teilweise unter Gottes offenem Himmel, nimmt uns des Heiligtums Rastlosigkeit mit seinem laut prudelnden Brüllen heiter und doch festerlich für höhere Gedankenwege ein. Wie so deutlich fühlt man da der orientalischen Stadt pochen des Herzes!

Manche Moschee hat für mich etwas Gewinnendes, die nur selten eine Kirche: Münster, in ihrer überirdischen Abgeschlossenheit, sind nach meinem Dafürhalten betrübend. Die

monotonie ungeschwungenheit ist, trotz der strengen Regeln, die man in einer Moschee beobachten muß, doch noch, und zwar in einem höheren Sinn, vorhanden: der Mohammedanismus ist doch noch Menschlichkeit weniger abgelehnt, als es die Christen, aus dem Osten nach dem Norden verpflanzt, geworden sind. Ich fühle mich in einem Bazar heimlich angelehnt, als in einer westlichen Stadt. Jesu Klar wie finde ich, bei Platanen oder Brunnen Brüssas, so klar wie nirgends in Europa. Christus ist ebenso wie Mohammed ein Orientaler: er hat die Welt bezwungen, an sich gebunden, in ihr gestorben ist, hat er sie ohne Vergewaltigung beherrscht. Allerdings entstammen aus Asien, Fanatismus der orientalischen Seele; doch sind sie von Jesus weniger geboten, als andere Kulte, hervorgegangen: in den Mohammedanismus ist weniger Beseitigung von Aufzeichnungen aufgenommen worden. Dadurch wirkt er selbstredend, ist er für ursprüngliche Völker gewinnend anziehend.

Viel Verständnis für die Lehre des Propheten — weil durch Liebe zu den Völkern, die sich von ihrem Joch der Schöpferei befreien konnten, eingeleitet — ist mir auch in der herrlichen Fels-Djehani oder Grünen Moschee Brüssas zuteil geworden. Alle Trümpfe des auch äußerlich wohlgestalteten Marmorbauwerks sind auf sein Inneres gesetzt: kaum betritt er höhere Gebote, gewinnt er seltsame Bewegtheit, die ihm der Welt Geschicklichkeiten sonst verweigern. Hier kann man Gott unweigerlich dienen! Kunst, die solche Räume, ohne künstliche Zierde, ins Diesseits zu legen vermag, bringt eine Erleuchtung des Himmels unter uns Erdentretenden. Dieser soll die Grüne Moschee, nach heimatlichen Vorbildern, in die Sultanstadt der göttlichen Platanen zu führen des schneeweißen Dymops, verlegt haben. Der Moschee Parität wird noch durch die weiße Farbe ihrer Beschaffenheit hervorgehoben, beschaffen durch den blauen Schmelz oder Kacheln betont: die grüne Farbe aber, ob schon am nächsten verwendet, verleiht, wo sie ins Ornament verschlungen, hervorragt, dem schönen Raum eine zauberhafte Vertraulichkeit mit der Natur durch unfern, in ihren Auen herangebildeten Geschmack. Lieblich pruhelt in diese Abgeschlossenheit, in die Sonnenlicht durch tieflaune und leuchtend grüne Fenster bricht, ein lustiges Springbrunnenlein: wir vernehmen dabei eine Stimme unserer mütterlichen Erde zu belauschen. Der Grünen Moschee bin ich gleich so augenab gewesen, daß ich täglich, wie zu freundlichen Verwandten, hingegangen bin, um mich, aus dieser Welt der vielen Befremdungen, in gehobener Stimmung wiederzufinden.

Eine Arbeitslosen-Demonstration auf dem Wasser



Ein Zug von Booten mit Arbeitslosen auf einer Amsterdamer Gracht. Eine neuartige Demonstration veranstalteten kürzlich die Arbeitslosen in Amsterdam. Sie

mieteten eine große Anzahl von Ruderbooten, die sie mit Plakaten versehen und von einem Motorboot durch die zahlreichen Grachten von Amsterdam ziehen ließen.

Der Moskauer Buttersturm

Der schwerste Winter seit dem großen Hungersjahr. — Ein Hundstod für jedes Quart. — Vollständiger Mangel an Lebensmitteln. — Vollständiger Mangel an Lebensmitteln. — Vollständiger Mangel an Lebensmitteln.

Von Karl Oskar Kührbeck.

Vor nicht langer Zeit erleben die Herren Funktionäre des Moskauer Buttersturms infolge der Anfindung eines Butterverkaufs einen Waffenansturm der Hausfrauen. Das war seit vier Monaten nicht mehr vorgekommen. Die Begehrlichkeit der Hausfrauen, die so lange Zeit nur Schwarzbrot ohne die mindesten Festbeigaben gekostet hatten, war also durchaus erklärlich. Sie unternehmen einen Massenangriff auf die Angelegenheit des Buttersturms und schlagen alles kurz und klein, in Verwirrung darüber, daß ihnen trotz ihrer Butterlaster der Erwerb dieses unentbehrlichen Nahrungsmittels unmöglich gemacht worden war. Auch der bestbezahlte Moskauer Arbeiter, der einen Monatslohn von rund 120 Mark monatlich nach Hause trägt, kann davon natürlich nicht dreifig Mark für ein Pfund Butter aufwenden, noch dazu für solche, die von dem Trakt — im Gegensatz zu der im Ausland angestrebten russischen Butter — mit Wasser und anderen Zusätzen versehen sind. So furchtbar verarmt worden war, daß eigentlich nur der Name Butter bei dem so gewonnenen Erzeugnis übrig blieb. Man darf nicht denken, daß die Moskauer Butterbäcker nun in irgendwelche Sorgen geraten wären. Die blutige Unterdrückung von Volksaufständen gehört zu dem gewöhnlichen Grundbesatz Stalins. Ihnen wurde auch in diesem Falle Geltung verschafft. Veritabile Polizei griff mit Karabinern und Maschinengewehren ein. Es war ihr selbstverständlich ein Leichtes, die Frauen niederzureiten und sie reichlich in die Flügel zu schlagen.

Das war aber auch nötig, weil sich fast zur gleichen Stunde ähnliche Stürme auch vor dem Gebäude des Zentralkomitees abspielten. Dort erfolgte ebenfalls die Abgabe des lange entbehrten Jaders zu Wagnisspreisen, noch dazu in so geringen Mengen, daß Tausende der starrstirnigen, die in der Nacht schon Schlange gelanden hatten, unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Die Sowjetpresse schreibt, daß es sich um einmalige beherrschende Vorgänge gehandelt hätte. Das trifft dem Vorwurfe nach durchaus zu; denn das Schlängeln gibt in Russland heute schon als konter-revolutionäre, als Wagnissprengung gegen die angeblich glänzende Sowjetverwaltung. Ihr Glanz erreichte während des Gipfels mit anderen Worten durch die Bezahlung von Schlängeln, um sie zum Angriff auf jene Kameraden zu bringen, die ihre Lebensmittellisten gegen einmal einlösen möchten. Solche Rioniertruppen sind natürlich besser, zweckvoller als Polizei und Militär, weil man sie als „Stimme des Volkes“ ausgeben kann. In Wahrheit handelt es sich um eine menschen-unwürdige Korruption adreventlicher Art; denn jene „Schlangenbeschwörer“, die naturgemäß vor Anwendung brutaler Gewalt gegen die „schlechten Sowjetbürger“ nicht zurückschrecken, erhalten zum Dank die Lebensmittel, die jene anderen sich mühen zu erwerben suchen.

Die Sowjets können in der Anwendung ihrer Mittel einmal wieder nur wenig täuschend sein. Die landwirtschaftliche Erzeugung wurde in den Hauptgetreidegebieten durch anhaltende Dürre dem Maße so vollständig abgemindert wie in dem schrecklichen Jahre 1920, dem der grauenvolle Hungerswinter 1920/21 folgte. Den Verheerungen der Natur gefellen sich heute noch die Maßnahmen der Sowjetverwaltung zu. Und diese erwiesen sich als noch mörderischer als die Dürre. Die Brotversorgung erfolgt eigentlich nur noch für die „rote Armee“. Zu ihren Gunsten sind gewaltige Getreidemagazine verhängt gemacht für eine Vorratshaltung mit Rücksicht auf die Möglichkeit fernöstlicher Vertriebswegen. Die Gesamtbevölkerung Russlands, ein Vielfaches der Landarbeiter- und Bauernschaft, muß aber hungern. Die landwirtschaftlichen Stollchen leisten nichts, weil sich bei ihnen jeder darauf beruft, daß der andere arbeitslos wird. Die für die Volksernährung so unentbehrliche Arbeit des Gemeinbauers fällt heute schon ganz aus. In den russischen Groß- und Mittelfäbriken kommt festes Gemüse überhaupt nicht mehr auf den Markt. Es ist einfach niemand mehr da, der sich dieses Erwerbszweiges annimmt. Die paar selbständigen Kleinbauern, die sich noch die Mühe des Gemeinbauers machten und mit ihren Erzeugnissen in die Städte kamen, wurden so unversichert gegen Unterdrückung, daß sie aus Angst, immer wieder um ihre Arbeit betrogen zu werden, nur noch den allerdinglichsten eigenen Lebensbedarf anpflanzen, in steter Sorge darüber, ob nicht doch irgendeine Genossenschaft, irgend ein Trakt oder irgendein Sowjetbeamter ihnen das wenige nicht auch noch aus windigen Anlässen einfach raubt. In einem Lande, in dem Brot im freien Handel bis zu 63 Mark das Pfund bezahlt wird, wie künstlich ein Prozeß in Kiew erwies, muß natürlich mit allen Unmöglichkeiten gerechnet werden.

Unter der Wirkung der Hungersnot von 1920/21, die zu schwersten Arbeiterunruhen in Moskau und Petersburg und zu einem furchtbaren, im Verlauf von Monaten grausam niedergebungenen Marterausstand in Kronstadt gegen die Sowjets Anlaß gab, entschied sich Lenin in einer freimütigen Trugschlüsse des Marxismus bekannten Rede während des 10. Kommunistenkongresses für den neuen Wirtschaftskurs. Der rote Diktator erklärte die Heranziehung ausländischen Kapitals und ausländischer Fachleute für den Wiederaufbau der russischen Wirtschaft damals für unerlässlich. Dieser Kurs, der Russland eine kurze Blütezeit verschaffte, wurde nach dem Tode Lenins durch Sinowjew und später durch Stalin radikal unterbrochen. Die Bevölkerung Russlands stürzte aufs neue in den Abgrund fürchterlichen Lebens, und es sieht nicht so aus, als ob selbst mit der gegenwärtigen Art sein tiefer Stand schon erreicht wäre.

Ringkampf mit der Königsfobra

Der Wirklichkeit nachgerichtet von C. C. 4. Javohl, Sie haben recht. Mein ganzes Leben lang mußte ich mich mit allem möglichen wilden Viehzug herum schlagen. Das ist nun einmal so der Beruf eines Tierhändlers. Und nun

machten Sie wissen, welches mein unangenehmstes Erlebnis war.

Darüber brauche ich nicht lange nachzudenken. Sie nehmen sicher an, ein Kampf mit irgend einem wilden Bären oder Tiger käme da in Frage. Wenn ich in einem Film die Rolle eines Tigerjägers und -händlers spielen würde, wäre es wahrscheinlich so. Aber im Leben kommt es doch immer anders, und die peinlichsten Minuten meines Lebens verdanke ich einer Schlange. Einer Königsfobra. Im Verfall finden Sie das Vieh unter Königshäufige, und da lesen Sie, daß dieses niedliche Tierchen an die vier Meter lang wird. Ich persönlich kann hinzufügen, daß es das widerlichste Geschöpf ist, das es auf Gottes Erdboden geben kann. Wer von der Königsfobra gebissen wird, dem hilft kein Arzt mehr.

Ich hatte so ein Vieh einmal auf Lager. Die Schlange fühlte sich in einer schon reichlich morschen Kiste nicht ganz wohl und sollte in einen neuen Verschlag gepackt werden. Dazu brauchte ich theoretisch nur den alten Käfig auf den neuen zu stellen, den morschen Boden herausfallen zu lassen, und die Schlange rutschte in die andere Kiste. Sehr einfach, was? Leider fiel alles in der Praxis anders aus. Die Umquartierung sollte auf dem Hof meiner Tierhandlung vor sich gehen. Ich stand neben dem Käfig, ein paar Schritte hinter mir war eine Mauer, und neben mir bauten sich auf beiden Seiten Berge von leeren Kisten auf. Es war eben ein wenig eng auf dem Hof.

Nun sollten ein paar von meinen Boys die Kiste mit der Kobra holen. Den Auftrag führten sie denn auch mit solchem Eifer aus, daß sie mit dem Verschlag stolperten und ihn auf den Zement fallen ließen. Natürlich ging die Kiste aus dem Leim. Ergebnis: Drei Schritte vor mir lag das Vieh auf dem Boden, richtete sich auf, den Hals weitend ausgebläht wie einen Riesenhund, und sah mich an.

Ich weiß heute noch nicht, wie meine Jungen es fertig brachten, in zwei Sekunden hoch oben auf den Kistenbergen zu sitzen. Ich nahm ihnen das Aussehen nicht weiter abel. Am liebsten hätte ich es ebenso gemacht. Aber wie? Auch ein Schritt von mir nach irgend einer Seite, und die Kobra grub ihre Giftzähne in mich hinein.

Ich machte jedoch den Versuch dazu. Schon fuhr der Schlängentopf wie ein Pfeil zur Seite, nur ein paar Zentimeter an mir vorbei. Danke schön! Ich prallte zurück. Da war schon die Wand. Also alles zu Ende.

Die Schlange schien das zu wissen. In ihren kleinen stehenden Augen war so etwas wie teuflische Freude, Triumph, Ueberlegenheitsgefühl.

Und gerade das wollte ich mir. Ich wollte mich doch nicht wehrlos von dem Vieh überfallen lassen. Wenn schon, dann sollten wenigstens wir beide daran glauben müssen. Und vielleicht, vielleicht... Ach, Unstinn, Neigung gab es nicht. Nun das Leben teuer bezahlen.

Der Schlängentopf stand regungslos. Das Tier hielt förmlich. Mit aller Ruhe und Berechnung. Jetzt! Da hatte ich schon mit einem Griff — wie, weiß ich nicht — den weißen Rock ausgezogen, und der Kobrakopf trat nicht meinen Oberkörper, sondern den Stoff. Ich spürte den Schlag durch den Rock und warf mich nach vorn auf die Erde. Der Schlängentopf lag unter mir, unter meiner Brust, in der Stoff verwickelt.

Einen Augenblick lagen wir beide wie betäubt. Dann fühlte ich, wie der Kobrakopf sich frei zu machen suchte. Wenn dem Vieh das gelang, war ich... Erleichtert! Da spürte ich schon ein, zwei, dreimal einen Schlag in die Seite. Der Schlängentopf hatte sich freigegeben. Entsetzt fühlte ich die Giftzähne im Fleisch. Ich brüllte vor Entsetzen. Brüllte und konnte dann nicht mehr schreien, war wie gelähmt. Ich wunderte mich nur, daß ich noch lebte, daß ich noch nicht starb und tot war.

Dann sah ich, wie einer meiner Jungen sich heranzugewandt: Er hielt einen Bambusstock in der Hand. „Schlag“ auf den Kopf! konnte ich schreien. „Den Kopf?“ fragte er und kam mir dabei unendlich eifrig vor. „Das ist doch nicht der Kopf, sondern der Schwanz von der Kobra.“

Plötzlich war alle verlorene Energie wieder da. Also nur in der Einbildung war ich drei, viermal gebissen worden. Ich selbstverständlich, jetzt fühlte ich den Schlängentopf, wie er sich unter meiner Brust zu bewegen suchte. Jetzt hatte ich wieder Lebensmut.

„Jah mit der Hand unter mich, pack den Kopf!“ Der Boy rief die Augen entsetzt auf: „Mein Herr, das kann ich nicht.“ Er hatte Angst. Tief fort.

Ich konnte wieder schreien. Und schließlich kam die Giffl. Vorichtig stettete einer — war ein chinesischer Boy — vom Kistenberg herunter. Ich weiß nicht, ob er wirklich tapfer war, oder ob er mein Brüllen nicht mehr aushalten konnte. Er sah langsam, zögernd, mit zitternder Hand unter meine Brust, fuhr zurück, weil er die Schlange berührt hatte, wagte sich von neuem vor. Und dann wußte er endlich, wie er zupacken mußte, hatte er wohl Mut gewonnen. Er griff hinter den Kopf zu, drückte ihn fest auf den Boden, zog mit der anderen Hand meinen Rock über den Schlängenschwanz und drehte ihn wie einen Knebel. „Fertig, Herr!“

Ich war wirklich fertig. Ich konnte noch aufstehen, dem Chinesen und den anderen, die plötzlich von ihren Kästen heruntergerückt kamen, helfen, die wütenden vier Meter Schlängenschlangenschweif in den neuen Behälter zu stecken, dann brauchte ich Ruhe, nichts als Ruhe.

Später schenkte ich meinem Lebensretter zur Belohnung eine Uhr. Er freute sich darüber wie ein König. Ich bin aber überzeugt, er schenkte sich ebenso wenig nach einer Wiederholung des Abenteuer wie ich.

Eine unbekannte Giftschlange entdeckt

Wenn auch in wenig entfernten Gegenden unserer Erde noch unbekannte Tiere der Entdeckung harren mögen, so scheint es doch außerordentlich auffallend, daß in einem so dicht bevölkerten Gebiete wie der Insel Java eine ziemlich große und, wie ich heute der Bekanntheit mit der Schlange gelang, sich bei Eingeborenen, zu entziehen. Diese Menschen, welchen Vieh für eine auf höchst tragische Weise eingeleitete. Drei Eingeborene schienen, wie es während der Reiseroute üblich ist, draussen auf dem Felde in einer offenen Hütte. Mitten in der Nacht machte einer von ihnen auf, fühlte eine Schlange über sich weg kriechen und erhielt von dem durch eine unwillkürliche Schreckbewegung des Mannes gereizten Kopf ein Vieh in die Hand. Auffregend schleuderte er die Schlange von sich fort, unglücklicherweise auf einen Vater, der gleichfalls gebissen wurde. Der Dritte konnte das Reptil dann durch einen glücklichen Schlag töten. Bei beiden Verletzten traten schwere Krämpfe auf, der Vater starb bereits nach einer halben Stunde, der Sohn am nächsten Mittag. Auffallend war, daß beide von dem Augenblick des Bisses an nicht mehr zu sprechen vermochten. Bei der Untersuchung der Schlange stellte sich heraus, daß sie zur Gattung Giftschlange gehörte, die in Britisch-Indien häufig, in Niederländisch-Indien aber nur auf der Komodoinsel vorkommt, wogegen diese Art aber bisher noch unbekannt war.

Bergmorgen.

Tief unten in den Tannentwipfeln ruht schweigend noch die blaue Nacht. Hoch oben auf den Berggipfeln ist flammend hell der Tag erwacht.

Doch sieh, schon früh in den Sonnenfunken zur Salbe, die sich friedlich streut, Gleich einem Kind, das schlammtrunken die leise Hand der Mutter weht.

Erich Kästler